

Blumen sind. Einfach so. Sie wollen nichts anderes sein. Vielleicht wollen sie nicht einmal blühen. Sie tun es eben. Etwas Wasser, ein wenig Licht und ein paar Nährstoffe in der Erde vorausgesetzt. Schon tun sie es. Einfach blühen. Da ist kein »Soll ich oder soll ich nicht?« Sind die Voraussetzungen nicht gegeben, so fangen sie gar nicht erst an. Oder ihre Zeit ist gekommen und sie hören wieder auf damit. Verwelken. Vertrocknen. Vergehen. In einem Blumenladen werden täglich dutzende kleiner Tode gestorben. Geradezu beiläufige Tode. Doch einem jeden geht ein Leben in voller Blüte voraus.

Mein Name ist Laura-Marie, ich lebe auf La Réunion, einer kleinen Insel östlich von Madagaskar. Seit drei Jahren arbeite ich im Blumenladen meiner Tante. Die Arbeit gefällt mir. Ich mag die zahllosen Nuancen aus Farben und Gerüchen, die nirgendwo außerhalb eines Blumenladens eine derart intensive Verbindung eingehen, eine Symphonie, mit Spannungsbögen fast schon überladen.

Gerne denke ich an die Geschichten, die sich hinter den Blumenkäufen verbergen. Manch einer bleibt eine Weile, erzählt sie mir, der nächste ist in Eile, betrachtet seine Auswahl kaum. In solchen Fällen liegt es an mir, die dazugehörige Geschichte zu erfinden. Die Wahl der Blumen bietet manchen Anhaltspunkt. Mitunter arbeiten meine Tante und ich zu zweit. So haben wir schon ganze Nachmittage verbracht, uns kleine Anekdoten aus dem Leben eines Fremden zuwerfend. Eines Mittags kam ein untersetzter Mann mittleren Alters in den Laden gestürzt, um drei rote und zwei weiße Rosen zu kaufen. Wir hatten ihn nie zuvor gesehen. Sein Besuch dauerte kaum zwei Minuten, er hatte es sogar zu eilig, um sein Wechselgeld entgegen zu nehmen. Am Abend meinten wir alles über ihn zu wissen, als hätten wir nicht zwei Minuten, sondern ein ganzes Leben mit ihm verbracht.

Für eine Weile werden diese nachmittäglichen Geschichten an anderer Stelle erzählt werden. Ich habe etwas Geld gespart und werde auf Reisen gehen. Das Flugticket liegt schon in der oberen Schublade meiner alten Schreibkommode. 18.März. Paris. Rückflugdatum offen. Heute war mein letzter Arbeitstag. Für einige Wochen wird sich meine Tante allein um den Laden kümmern, ab und an wird ihr eine Freundin der Familie aushelfen.

Letzte Erledigungen, mancher Abschied, viel Zeit braucht das Packen des neu gekauften Rucksackes. So wenig Gewicht wie irgend möglich, das ist höchstes Gebot. Denn ich will ihn tragen, ein gutes Stück Weg, zu Fuß. Rund tausend Kilometer. Zwölf Kilo wiegt er zuletzt, das sollte gehen. Ich werde häufig waschen müssen.

Reisemüdigkeit. Die unsichtbare Linie, die der Beschleunigung der letzten Tage ein Ende bereitet, überschreite ich in jenem Augenblick, als der schwere Flieger nach langem Anlauf den Bodenkontakt verliert. Es ist früher Nachmittag, für rund elf Stunden wird dies meine Umgebung sein, gegen zehn Uhr morgens soll ich in Paris ankommen. Es ist die Müdigkeit des Abschieds, des Ungewissens, vor allem die Müdigkeit der Zwischenstation – des irgendwo sein, nur um irgendwo anders hinzukommen.

Im trägen Strom der Gedanken blitzt die eine oder andere Frage auf. Was tue ich hier eigentlich? Was suche ich, erhoffe ich mir? Bin ich den Anforderungen des täglichen Laufens überhaupt gewachsen? Klar, gewandert bin ich schon das ein oder andere Mal, aber für zwei oder vielleicht drei Tage am Stück, nicht für Wochen.

Eintausend Kilometer. Das klingt gigantisch, entzieht sich jeder Greifbarkeit, unmöglich zu bewältigen.

Das Fernsehprogramm reizt mich nicht. Ich blättere in meinem Reiseführer, kann mich nicht darauf konzentrieren. Das stete Rauschen der Kabine schläfert ein, lässt aber keinen wirklichen Schlaf zu. So schwebe ich Stunde um Stunde zwischen Wachen und Schlafen, gleite vom einen zum anderen, wie oft kann ich nicht sagen. Schließlich gibt es Frühstück, nur noch eine Stunde bis Paris.

Der Landeanflug, ich sitze am Fenster, wir durchstoßen die Wolkendecke, Bäume, Felder, Straßen und Häuser tauchen auf und werden größer, einige heftige Windstöße erfassen das Flugzeug, irgendwo hinter mir stößt jemand einen Schrei aus, dann berühren wir den Boden, werden zweimal heftig durchgeschüttelt. Dröhnend bremst die große Maschine, rollt dann ruhig Richtung Terminal, die Welt vor dem Fenster ist grau, hier herrscht noch Winter.

Ein Winter, wie ich ihn noch nie erlebt habe. Europa, zum ersten Mal bin ich hier, so manches habe ich gehört, von meinem Großvater, der aus Spanien ausgewandert war, in der Schule, in Büchern. Doch wie wird es wirklich sein, wie heute, wie jetzt?

Dann stehe ich draußen, mich fröstelt, wenigstens fällt kein Regen aus den tiefhängenden Wolken. Ich nehme den Bus, so habe ich gleich einen ersten Eindruck von der Stadt. Viel chaotischer und lauter, ja bei weitem nicht so zurückhaltend und gelassen, wie in meiner Vorstellung. Paris, die »Stadt der Liebe«. Das passt irgendwie nicht so recht zu dichtem Verkehr, ständigem Hupen und sich eilenden Menschen. Als ich vor vielen Jahren zum ersten Mal über Paris las, stellte ich mir unzählige, dahinschreitende Pärchen vor, in einer Stimmung der Harmonie, Ruhe und Gelassenheit. Sich zulächelnde Gesichter, verträumte Blicke, Sonnenstrahlen

spielen im Blattwerk ausladender Bäume, bis auf einen leichten Wind ist nichts zu hören. Obwohl, ein leise gespielter Chopin hätte ganz gut in den Hintergrund gepasst. Dass dieses Vorstellungsbild kaum der Wirklichkeit entsprechen würde, war wohl schon lange klar. Aber ohne je ernsthaft neu betrachtet beziehungsweise an der Realität gemessen worden zu sein, halten sie sich doch oft mit großer Beharrlichkeit, solch erstmalige Bilder.

Ich finde die Jugendherberge. Zwei Nächte werde ich hierbleiben, bevor es weiter geht, dem eigentlichen Grund dieser Reise entgegen.

So verbringe ich viel Zeit im Café, besuche den Eiffelturm, verliere mich in den Straßen vom Montmartre, laufe hinauf zum Sacré-Cœur und blicke über die Stadt. Ich überlege einen Besuch des Centre Pompidou, doch die Schlangen sind zu lang. All jene stillen Bilder in meinem Kopf werden nun laut und lebendig. Besonders eindrucksvoll wird mir dies bewusst, als ich am Arc de Triomphe lehne und die chaotischen Automassen betrachte. Spätestens hier ist Paris auch für mich im Hier und Jetzt des 21. Jahrhunderts angekommen. Das mit Chopin unterlegte Bild vom elegant gekleideten Liebespaar, in einer offenen weißen Kutsche, es verblasst zusehends. Das Geklapper der Pferdehufe wird ersetzt durch jenes fulminante Dröhnen eines hundertstimmigen Orchesters aus Motoren, Reifen auf Asphalt und Hupen einer jeden Tonlage.

Noch immer etwas erschöpft von der Reise meide ich bald die touristischen Attraktionen mit den dortigen Menschenansammlungen, spaziere stattdessen gemächlich durch den Jardin du Luxembourg. Meine Gedanken kehren wieder und wieder zu dem zurück, dessen Beginn mir nun unmittelbar bevorsteht. Ich versuche die Angst und Mutlosigkeit, welche mich in Anbetracht dessen, was ich mir vorgenommen habe, überfällt, nicht die Überhand

gewinnen zu lassen. Nach einem kurzen Blick auf Notre Dame sitze ich am Ufer der Seine und blättere in meinem Reiseführer. Das beruhigt. Andere haben es auch geschafft, sehr viele sogar. Die meisten unter erheblich erschwerten Bedingungen.

Ach so, nein, es geht nicht um den Reiseführer von Paris. Ich spreche von dem anderen: »El Camino de Santiago« steht darauf. In der Einleitung steht Folgendes: Im 9.Jahrhundert nach Christus, so sage die Legende, sei das Grab des Apostels Jakobus (spanisch: Santiago) entdeckt worden. Die Nachricht verbreitete sich schnell in ganz Europa, bald strömten von überall Pilger herbei. Zwischen dem 11. und 15.Jahrhundert erlebte der Jakobsweg seine Blüte. Hier war er der wichtigste europäische Pilgerweg, begangen von Millionen von Menschen. Entlang der Routen wurde viel gebaut, Herbergen, Hospitäler, Kirchen und Klöster. Wege wurden befestigt und Brücken gebaut, um den Reisenden ein wenig mehr Sicherheit auf ihrem Weg zu gewähren. Ab dem 16.Jahrhundert brachen weniger und weniger Pilger nach Santiago auf, schließlich geriet der Pilgerweg ganz in Vergessenheit. Erst seit 1985 erlebt er eine Renaissance, nachdem die UNESCO die Stadt Santiago de Compostela zum Kulturgut der Menschheit erklärt hatte. Seitdem erfreut er sich stetig zunehmender Beliebtheit, viele tausend Menschen gehen ihn jedes Jahr.

In diesen Strom will ich mich einreihen, in die Fußstapfen von Millionen zu treten, um wie sie alle, Schritt für Schritt, in aller Ruhe, auf Feldwegen und Straßen, durch Dörfer und Städte, in Wäldern und über Brücken zu gehen.

Diesen Weg zu gehen, in der Art eines suchenden Tastens, ganz im Hier und Jetzt, in der Hoffnung auf eine Entwicklung, viel-

leicht, manch kleine Erkenntnis, mit Glück. Eine Entwicklung im Inneren, begünstigt durch eine Reduktion des Äußeren auf das minimal Notwendige. Das Notwendige, was ich am Leib trage und was in einen Rucksack passt. Morgen früh geht der Zug Richtung Süden.

Die letzte Pariser Nacht. Ich schlafe unruhig, wache immer wieder auf. Reichlich zerschlagen stehe ich morgens auf, packe meine restlichen Sachen. Ein schnelles Frühstück, Milchkaffee und Croissant. Um kurz vor zehn bin ich am Bahnhof. Ich steige in einen Schnellzug, der mich in kaum mehr als fünf Stunden bis in den Süden des Landes, in die den Pyrenäen zu Füßen liegende Stadt Pau bringen wird.

Der Zug gleitet sanft dahin, obgleich die Landschaft in großer Geschwindigkeit am Fenster vorüberfliegt. Ich schaue hinaus und begreife nach und nach in welch heftigem Kontrast diese Fortbewegungsart und Geschwindigkeit zu jener steht, die mich in den kommenden Wochen erwartet. Das heißt, sollte alles so klappen, wie ich es mir vorstelle. Sollte ich nicht, wie ich im Moment eher annehme, schon nach wenigen Tagen vor Erschöpfung aufgeben müssen. Aus irgendeinem Grund schreckt mich diese Aussicht aber gar nicht mehr so sehr. Vielleicht kehrt ein wenig meiner ursprünglichen Courage zurück. Vielleicht ist es der Mut der Verzweiflung. Ich werde es eben versuchen, mehr als schief gehen kann es auch nicht. Dann werde ich mir wenigstens nicht vorzuwerfen haben, es gar nicht erst probiert zu haben. Mit diesem Gedanken schlafe ich ein.

Nach etwa eineinhalb Stunden komme ich wieder zu mir, unvermindert schnell ziehen Felder, Hügel und kleine Dörfer vorbei.

Ich betrachte diese schnell wechselnde und sich doch ähnlich bleibende Bilderfolge, nehme dann meinen Wanderweg- und Herbergsführer zur Hand. Von Pau aus will ich, möglichst noch heute, wieder ein Stück weit Richtung Norden fahren, in das kleine Städtchen Aire sur l'Adour. Es liegt auf einer der Haupttrouten des Caminos durch Frankreich. Ich habe diesen Ort als Ausgangspunkt gewählt, weil es von dort etwa eintausend Kilometer bis nach Santiago sind. Eintausend Kilometer, das schien mir eine eindeutige, runde, in ihrer Unbegreifbarkeit doch irgendwie greifbare Anzahl von Kilometern zu sein. Unfassbar vor allem, sie zu Fuß, auf nichts als die eigene Körperkraft angewiesen, zurücklegen zu wollen.

Um kurz nach drei fahren wir pünktlich im Bahnhof von Pau ein. Es ist wärmer als in Paris, ich erkundige mich nach der nächsten Möglichkeit nach Aire sur l'Adour zu kommen und habe Glück. Am frühen Abend geht noch ein Bus. So bleiben noch einige Stunden, um die Stadt anzuschauen. Am Rande des Zentrums gibt es eine Art großen, natürlichen Balkon, nach Süden gelegen. Dort, im fernen Dunst, sind sie eben so zu erkennen, von Wolken verhangen, grau, die Gipfel schneebedeckt. Die Pyrenäen. Etwas Unwirkliches haben sie an sich, als wäre es keine kilometerhohe und -breite Bergkette, sondern eine Zeichnung gigantischen Ausmaßes, von einem betrübten Maler mit riesigem Pinsel auf den Horizont gemalt.

Dort will ich hinüber? Der Rucksack erscheint auf einmal tonnenschwer. Beladen mit Mutlosigkeit. Ich flüchte in ein kleines Café, werfe ihn fort.

Bei Kaffee und Baguette wird es besser, das gemächliche Treiben umher beruhigt. Menschen kommen und gehen, an der Theke sitzen drei Männer, trinken Bier, ein anderer liest seine Zeitung. An einem Tisch in der Mitte trinkt eine grauhaarige Frau Kaffee,

im hinteren Teil des Raumes unterhält sich lautstark eine Gruppe Jugendlicher. Menschen umher, die ihren alltäglichen Angelegenheiten nachgehen. Einen Alltag, den ich vor wenigen Tagen verlassen habe. Um mich auf den Weg zu machen. Einen Weg, in der Vergangenheit über Jahrhunderte gewachsen, von Milliarden Schritten geformt und ausgetreten. Er soll meine nähere Zukunft ausfüllen, zu meinem Alltag werden.

So viele Zweifel. Doch auch viel Hoffnung. Es geht einmal mehr ums Vertrauen. Einfach vertrauen, auf die Richtigkeit dessen, was da kommt. Es ist so weit. Nichts anderes bleibt mir jetzt übrig.

Mit etwas Verspätung trifft der Bus Richtung Norden ein. Vor allem Schulkinder, auf dem Heimweg, sitzen darin. Er wird in vielen kleineren Dörfern haltmachen, bevor er nach etwa einer Stunde Fahrt auch mein Ziel erreicht. Im Grunde Ziel und Ausgangsort zugleich. Es ist eine Fahrt in die Abenddämmerung hinein, die Landschaft ist schön, aber auch erschreckend weitläufig. Eine Weitläufigkeit, die ich bei jeder anderen Busfahrt kaum beachtet hätte. Doch mit dem Gedanken an morgen drängt sie sich förmlich auf.

Ich versuche gedankenlos hinauszublicken, große rosa und lila Fliederbüsche ziehen vorbei. Schnurgerade führt die Straße durch eine Ebene, nur ab und an überwinden wir in leicht geschwungenen Kurven einen Hügel.

Als wir in Aire sur l'Adour ankommen, frage ich einen Jungen, der mit mir aussteigt, ob ihm die Adresse der Herberge etwas sagt. Er sei sich nicht sicher, gibt er zur Antwort, aber seine Mutter würde ihn gleich abholen kommen, sie wüsste es bestimmt. Er stellt sich als Frederic vor. Die Mutter weiß es tatsächlich und lässt es sich nicht nehmen mich hinzufahren. Wir kommen an, doch die Tür ist verschlossen. Niemand ist da. Dann müsste ich wohl bei ihnen schlafen, stellt Frederics Mutter fest. Von so viel zuvorkom-

mender Freundlichkeit verunsichert schlage ich vor, doch auch in ein Hotel gehen zu können. Nicht doch, das würde mich doch nur unnötig Geld kosten, bekomme ich zur Antwort. So lasse ich mich überreden, fahre mit ihnen ein Stück hinaus aufs Land, zu einem großen, weitläufigen Haus. Einladend brennt ein Feuer im Kamin. Wir essen gemeinsam, der Vater kommt später hinzu, alle sind begeistert von meinem Vorhaben. Später liege ich in einem großen Bett im Gästezimmer, müde von den zurückgelegten Kilometern und der Ungewissheit des heutigen Tages. Gleichzeitig spüre ich neuen Mut in mir. Was so gut begonnen hat, kann so schlecht auch nicht weiter gehen. Mit diesem Gedanken schlafe ich ein.

Ich erwache, orientierungslos. Dann zwei Gedanken, wie ein überraschender Schuss im Wald und das fast unmittelbar folgendes Echo. Ich bin hier. Und heute ist der Tag. Ob ich schon einmal so urplötzlich wach war, ich kann mich nicht erinnern.

Als ich in die Küche komme, sitzen Frederics Eltern schon am Tisch. Ich bekomme ein typisch französisches Frühstück, Milchkaffee aus einer Schale, dazu Toast mit Marmelade. Frederic kommt hinzu, der Vater muss los, auf dem Weg zur Arbeit wird er mich im Zentrum absetzen. Ein Abschied mit vielen frohen Wünschen, im Auto erzählt mir der Vater von seiner ehrenamtlichen Arbeit, ich gebe mir alle Mühe zuzuhören, doch meine Gedanken sind in Wahrheit wo anders, eilen voraus. Dann stehe ich im kleinen Stadtzentrum, Menschen erledigen ihre morgendlichen Besorgungen, beim Bäcker oder am Kiosk. Läden ziehen die Rollläden hoch, Straßenstände werden aufgebaut, auf einer Baustelle werden die Maschinen angeworfen. Ich sehe die Markthalle, kaufe etwas Obst als Verpflegung für den heutigen Tag.